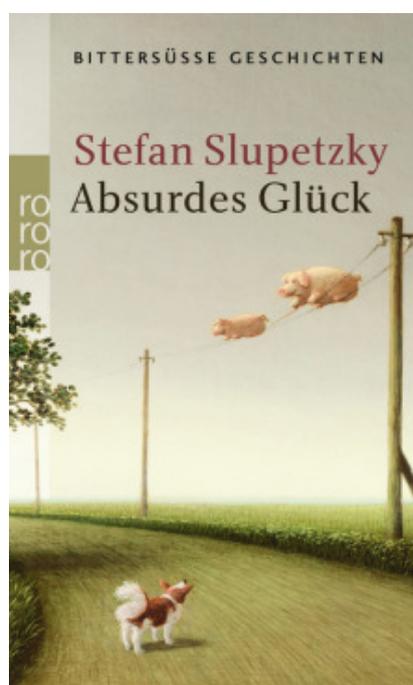


Leseprobe aus:

Stefan Slupetzky

Absurdes Glück



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Eine Wiener Romanze

Lizzi hatte fast alles. Nur keine Wohnung. Aber weil Lizzi fast alles hatte, hatte sie Charly, und der hatte eine übrig. Eine Wohnung nämlich. Charly hätte sie ja vermietet und Lizzi zu sich genommen, aber Lizzi sagte:

«Weißt du», sagte sie, «wohnen ist schon gut, wenn ich alleine tu. Das ist wegen den Schwingungen. Da kann ich besser an dich denken, wie wenn du immer da bist. Na, weißt eh, was ich mein ...»

Charly wusste nicht, aber Lizzi bekam das Penthouse über dem Park, mit Terrasse und allem. Charly hatte mehr als alles, das kam aus seinen Zeiten als Mittelstürmer und weil er diesen Starmanager hatte. Aber Charly war nicht der Hellste, und er war, na ja, ein wenig impulsiv. Als Lizzi zum Beispiel zwei Tage lang nicht ans Telefon ging und die Wohnungstür nicht öffnete, da wurde Charly gleich kribbelig. Zum Glück stand Lizzis Fiat in der Tiefgarage, und damit er da auch blieb, schlitzte Charly alle vier Reifen auf.

Lizzi war ziemlich erschüttert. «Mein Tschittibäng», schluchzte sie, «du hast mein Tschittibäng kaputt gemacht!»

Da konnte Charly nicht mehr wütend sein, denn er hatte plötzlich ein richtig schlechtes Gewissen. Und

wenig später stand an Tschittibängs Platz ein neuer, glänzender roter Ferrari. Zur Versöhnung. Im Grunde war Charly ein guter Kerl.

Und Lizzi verzieh ihm.

«Ach Charlyschätzchen ...», seufzte sie und blies ihm sanft ins Ohr. Charlyschätzchen mochte das. Trotzdem musste eine Woche später der Fernseher dran glauben. Wegen eines Briefes auf Lizzis Nachttischchen, den sie schnell, aber nicht schnell genug vor Charly versteckte.

«Ich tu das nicht aushalten!», schrie Lizzi und sperrte sich im Bad ein.

Charly bekam eine Heidenangst, weil er dachte, sie wolle sich die Pulsadern aufschneiden. Aber sie tat es nicht. Und am nächsten Tag entschuldigte sich Charly bei Lizzi. Mit einer Super-Reality-Videowand. Und er war heilfroh, als Lizzi ihm wieder ein bisschen ins Ohr blies.

Mit der Zeit war Lizzis Penthouse kein stinknormales Penthouse mehr, über dem Park, mit Terrasse und allem. Aus der Couch war eine Doppelmassageliege geworden, aus der Badewanne ein Whirlpool, aus der Tageslichtlampe ein Solarium. Charly machte nichts zweimal kaputt. Dafür sorgte Lizzi schon. Zum Beispiel die Sache mit dem sechzigteiligen Service. Lizzi hatte es beim Shopping entdeckt und sich gleich darin verliebt. Und als Charly wieder einmal kribbelig wurde, lief sie in die Küche, stellte sich schützend vor den

alten Glasschrank und flehte: «Nein! Bitte nicht die schönen Teller von der Mama!» Schon hatte Lizzi ihr Porzellan. Und eine hübsche neue Mahagonivitrine dazu.

Es hätte eine richtig dauerhafte Beziehung werden können, mit Rücksicht und gegenseitigem Verständnis und allem. Aber irgendwann hatte Charly zwei Wochen lang keinen Anfall, und da war es auf einmal Lizzi, die kribbelig wurde. Sie dachte sich: Irgendwie kommt mir vor, mein Schatzi tut irgendwie nachlassen. Bei der Luzy und dem Tommy ist das genauso. Der Anfang vom Ende, sagt die Luzy immer ...

Und plötzlich hatte Lizzi diese Idee. Die Idee mit Picassos Bart nämlich.

Da war dieser Fernsehbericht gewesen, von einer Versteigerung in New York, und Lizzi hatte nicht gleich auf «Reich und Schön» umgeschaltet, weil gerade ihre Fingernägel trockneten. Als sie die Rufpreise für die Bilder gehört hatte, war Lizzis Interesse für Kunst erwacht. Mit großen Augen hatte sie den Namen «Picasso» auf einen Zettel gekritzelt. Den kramte sie jetzt hervor und lernte ihn auswendig, und dann ging sie und suchte einen Buchladen.

Lizzi brauchte gar nicht so lange, um eine der komischen nackten Frauen aus dem «Großen Picasso-Buch» abzuzeichnen. Nach drei Versuchen war Lizzi zufrieden. Mit dem schönen goldenen Rahmen aus dem Möbelhaus fand sie das Bild gar nicht so schlecht.

Lizzi hängte es zwischen das Katzenporträt und den Sonnenuntergang direkt über das Bett.

Dann rief sie Luzy an: «Ja, hallo, da ist die Lizzi ... Du, sag einmal, Luzy, kannst mir du einen Gefallen tun? Ja? ... Aber ist ein Geheimnis, nicht weitersagen, gell? Du, sag, der Tommy tut sich trocken rasieren, gell? Du, ich tät ein paar von seinen Bartstoppeln brauchen ... Nein, ehrlich ... Was, ihr tut's euch trennen? Na geh ... Du, ich sag nur: Männer, gell? Männer, sag ich nur ... Aber du, sag, geht das? Ich mein, die Bartstoppeln? ... Du super, echt! Du, dann hol ich mir's morgen ab, am Nachmittag, gell? Du Bussi, ja? Bussi!»

Zwei Tage später tauchte Charly bei Lizzi auf. Es dauerte ein bisschen, bis er ins Bad ging, und im Bad dauerte es ein bisschen, bis sein Blick in die Waschmuschel fiel. Aber dann zeigte sich, dass Charly noch ganz der Alte war.

«Wer?», brüllte er.

«Wer? ... Rasiert! ... Da! ...»

Als er ins Schlafzimmer stürzte, hatte Charly diesen irren Blick, und auf den hatte Lizzi gewartet.

«Alles, Schatzi», rief sie, «alles, nur nicht meinen Picasso!»

«Picasso? Wo ist das Schwein? Wo ist das verdammte Schwein?!»

Und dann entdeckte Charly das Bild an der Wand, und das gab ihm den Rest.

Es tat Lizzi nur ein wenig leid, als der schöne Rah-

men kaputtging, aber sie sagte nichts, denn sie war eine starke Frau.

Charly war dafür ein Ehrenmann. Er sah blass aus, als er aus New York zurückkam, aber er hatte ihn dabei, er hatte ihn wirklich dabei, den echten Picasso. Und zwar einen richtig großen, mit Ölfarbe gemalten, so wie er es Lizzi versprochen hatte. Als sie ihm aber ihr «Ach Charlyschätzchen ...» ins Ohr hauchte, da war es anders als sonst, denn Charly sah immer noch blass aus und wirkte gar nicht froh.

Nach zwei Wochen fuhr Charly mit dem Lift ins oberste Stockwerk, betrat das Penthouse und machte Lizzi kaputt. Dann packte er alles, was von ihr übrig war, in die Tiefkühltruhe. Und er blieb ganz ruhig dabei.

Lizzis Plan war gar nicht dumm gewesen, und trotzdem hatte sie einen Fehler gemacht: Sie hatte Luzy davon erzählt. Und Luzy war es, die die ganze Sache Charly erzählte, nachdem er aus New York heimgekehrt war.

Luzy hatte fast alles, nur keine Wohnung. Aber weil Luzy fast alles hatte, hatte sie Charly, und der hatte eine übrig.

Doc und Joy

Es war kein duftender Frühlingmorgen auf der Blumenwiese und kein lauer Sommerabend am Meeresstrand, und es war auch keine glitzernde Winternacht in irgendeinem verträumten Alpental. Ein grauer, verregneter Nachmittag im Spätherbst war es, als es geschah. An der Bushaltestelle passierte es. Linie 12. Da verliebten sie sich ineinander.

Der Doc und Joy. Sie fuhren drei Stationen gemeinsam, dann trennten sich ihre Wege. Joy musste aussteigen. Sie war mit ihrem Partner unterwegs. Auch der Doc fuhr mit seiner besseren Hälfte. Es sah nicht gut aus für die junge Liebe.

Das Wochenende kam und dann der Montag, da sahen sie einander wieder, und auch dienstags und mittwochs. Linie 12, und immer nach Dienstschluss.

Der Doc und Joy. Sie hatten wohl die gleichen Arbeitszeiten. Joy stieg immer früher aus, im Doppelpack mit ihrer rechten Joy, der Doc später, mit seinem linken Doc.

Der Doc hieß eigentlich Doc Martens. Er war ein Herenschuh. Sein schwarzes Leder war nicht sehr gepflegt. Dafür vertrug er was. Er hatte eine dicke Haut, der Doc.

Joy's voller Name war Footjoy. Gegen den Doc sah sie

ziemlich fein aus. Kein Wunder, Joy war neu. Gerade erst aus der Fabrik gekommen. Ihr Rotbraun glänzte frisch poliert. Sie passten nicht gerade gut zusammen, der Doc und Joy. Nur dass auch Joy ein Herrens Schuh war. Und dass sie dieselbe Größe hatten.

Die Männer, zu denen ihre Wirtsfüße gehörten, kannten einander. Waren Kollegen beim selben Verein. Dort, wo man sich gerade noch Schuhe wie den Doc und Joy leisten konnte. Kriminalpolizei, Abteilung Sittlichkeitsdelikte. Nach der Arbeit, im Bus, hatten die zwei ihren täglichen Drei-Stationen-Smalltalk. Dann standen einander auch der Doc und Joy gegenüber.

Es ist nicht so, dass Schuhe so wie Menschen reden können. Sie steppen auch keine Morsezeichen auf den Asphalt. Schuhe tauschen einfach Schwingungen aus, wenn sie sich was zu sagen haben. Und der Doc und Joy hatten sich was zu sagen. Auch wenn Docs linker Doc ständig dazwischenfunkte, als sei er mit dem Doc verheiratet. Na ja, das stimmte auch irgendwie. Joys rechte Joy tat dagegen, als hätte sie absolut nichts zu melden. Und im Grunde stimmte auch das.

Die meiste Zeit verbrachten die beiden unter dem Schreibtisch. Unter zwei verschiedenen Schreibtischen, um genau zu sein. Und in verschiedenen Büros. Während Joy an den Doc dachte, kratzte ihre rechte Joy das linke Bein ihres Wirtes. Während der Doc an Joy dachte, nervte ihn sein linker Doc: «Was findest du

bloß an der? Du willst ihr ja nur ans Leder! Na, ihr seid mir ja ein schönes Paar!» So ging das pausenlos. Schuhe müssen keinen Atem holen. Das war in diesem Fall ein Nachteil.

Der Doc und Joy. Sicher, sie wussten, dass das Leben nicht mehr zu bieten hatte. Bisschen Schuhcreme ab und zu, alle heiligen Zeiten frisch gewaschene Füße, das sind die Feiertage im Leben eines Schuhs. Und schließlich, irgendwann, abgelatscht und ausgetreten, der letzte Weg, der schwarze Sack, das Jüngste Gericht, die Müllhalde. Immerhin, der Doc und Joy hatten die Linie 12. Täglich drei Stationen gemeinsam, das war's, was ihr Leben wert war.

Doch dann geschah etwas.

«Außendienst» oder «Einsatz vor Ort» hieß es offiziell. «Hasenjagd» nannten es die vom Verein. Sie legten die Bleistifte hin und schnallten die Bleispritzen um. Heute war Rotlicht statt Neonlicht angesagt. Der Doc hatte das schon öfter erlebt, und er fand es ganz okay für einen Schuh, mal ein bisschen an die Luft zu kommen. Aber diesmal war es was Besonderes. Diesmal war Joy mit dabei.

Sie strahlten, der Doc und Joy, sie strahlten den ganzen Weg über wie frisch polierte Lackpantoffeln. Dann waren sie am Ziel.

«Tempel der Lüste». Einige Birnen waren ausgefallen, und so blinkte ihnen ein blasses «melrüse» entgegen. Es war eine dieser schmutzigen Clubsauanas

mit Lametta und abgestandenem Tannenduft. Im Vorraum ein fleckiges Sofa, darüber ein Schild: «Bitte keine Straßenschuhe!»

Die von der Sitte wissen, was sich gehört. Der Doc und Joy wurden abgestreift und auf die Dielen gestellt, Joy gleich rechts neben dem Doc. Seite an Seite. Oberleder an Oberleder. Sie konnten ihr Glück kaum fassen.

Einige andere Schuhe standen auch da, und die meisten sahen so aus, als sei es nicht ihr erstes Mal. Fast alle brüteten dumpf vor sich hin. Nur rechts, neben der rechten Joy, stand einer, der konnte einem echt den Nerv ziehen. Gegen den war Docs linker Doc der reinste Leisetreter. «Gestatten, Lorenzo Lorenzini, handgefertigt im schönen Mailand», flötete der honigfarbene Slipper. «Wir sind der Stolz unseres Besitzers, nicht wahr, mein Lieber?» Der andere Slipper schwieg. «O ja, unser Besitzer, er ist ein echter Regierungsrat, ein wichtiger Mann, es geht nichts über Maßschuhe, sagt er immer ...» Der Slipper war nicht mehr zu stoppen, und er hätte wohl ewig weitergeschnattert, hätte sich nicht drinnen, im «Tempel der Lüste», etwas getan.

«Die Sitte! Razzia!» Ein Mädchen kreischte.

«Stehen bleiben! Bleiben Sie stehen!» Die Tür zum Vorraum wurde aufgerissen. Ein Mann. Er knöpfte sich hastig die Hose zu, taumelnd, im Laufen. «Scheiße! Ausgerechnet mir ... Verdammt, die Schuhe, ich kann

doch nicht ohne ...» Wahllos griff er zu, griff sich irgendein Paar, einen Rechten, einen Linken, und stolperte raus, nichts wie raus.

Der Doc und Joy wussten nicht, wie ihnen geschah. Das Letzte, was sie noch hörten, war das hysterische Jammern Lorenzo Lorenzini: «Aber Signore Regierungsrat, was machen Sie? Sie können doch nicht ...»

Dann trabten sie über das Straßenpflaster, der Doc und Joy. An den Füßen eines Mannes.

Klar, das alles würde nicht von Dauer sein. Es steht selten auf der Wunschliste von Regierungsräten, mit zwei gestohlenen Polizistenschuhen auf der Flucht vor der Sitte zu sein. Aber sie genossen es, der Doc und Joy. Es machte Spaß. Und schließlich: Konnte es nicht noch besser kommen?

Es kam. Es kam noch besser.

Der Doc und Joy. Sie waren zwei echte Glückskinder. Noch in derselben Nacht trieben die beiden den Kanal entlang, ihre Bänder fest aneinandergelockt. Der Kanal würde in den Fluss münden und der Fluss, irgendwo weiter südlich, in den Ozean. Und da ahnten sie, dass sie ihn haben würden, ihren lauen Sommerabend am Meeresstrand.

Bazzazza
oder
Das Glück ist ein Vogerl

Das Bazzazza glich eher einer Insel als einer Oase, denn seine Wirtin hielt sich mehr über Wasser, als dass sie aus dem Vollen schöpfte. Die Sonne dieser Insel war ein kleiner Kanonenofen, ihr Sand der Straßenstaub der Vorstadt, ihr Wind war der Lufthauch eines klapprigen Ventilators, in dem ihre Palme – ein verkrüppelter Zimmerkaktus – hin und her schwankte. Auch die Gäste des Bazzazza entsprachen diesem insularen Eindruck. Es waren Schiffbrüchige, soziale Nichtschwimmer und ökonomische Wracks, kurz gesagt: gestrandete Existenzen. Kaum vermochten sie einander wahrzunehmen, und ihre linkischen Versuche, das Leben zu bewältigen, eroffen allabendlich im Weinbrand. So konnten sie gemeinsam einsam sein. Von keinem wusste man, wie er wirklich hieß, und so behalf man sich mit Spitznamen, die nur im sicheren Hafen des Bazzazza gebraucht wurden. «Doktor Jekyll» hieß einer, «Graf Dracula» ein anderer; das «Würstel» gab es ebenso wie den «Päderasten», den «Spazierer» oder den «Autisten». Wer einen Namen hatte, der durfte die Zeche schuldig bleiben, mehr brauchte es nicht. Der Name stärkte Leber und Rückgrat.